

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 53 (1973-1974)
Heft: 8

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

INNERE STANDORTBESTIMMUNG

Eugen Böhlers «Psychologie des Zeitgeistes»

Das neue Buch des im hohen Alter von achtzig Jahren stehenden Eugen Böhler, des ehemaligen Ordinarius für Nationalökonomie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, über die «Psychologie des Zeitgeistes»¹ ist das Werk eines der heute so seltenen Zeitgenossen, die vom Wesen des Menschen und der Geschichte ein wirkliches Wissen haben. Böhler geht es in seinem Buch um die Orientierung des Menschen in unserer Welt. Alle seine Überlegungen kreisen um drei immer wiederkehrende Fundamentalbegriffe: Zeitgeist, Mythus und Projektion, und bringen seine tiefe Vertrautheit mit der modernen Psychologie und vor allem mit der Tiefenpsychologie C. G. Jungs zum Ausdruck.

Die Phänomene Zeitgeist, Mythus und Projektion lassen sich nicht mit rationalistischen Erklärungen deuten. Die Sprache, in der wir uns hier verstehen können, ist die des Symbols. Böhler sieht im Phänomen *Zeitgeist* eine Form des *Mythus*. Die Mythenbildung ist ein Grundbedürfnis des Menschen, das alle seine Lebensäusserungen durchdringt. Dieser Mythus, dem man mit gängigen Bezeichnungen wie Ideologie, Ausdrucksbedürfnis, Meinung, Geltung, Werterhöhung, Machtstreben und Wunschdenken nahe kommt, tritt in vielen Aspekten in Erscheinung und steht mit psychischen Vorgängen in Wechselwirkung. Als Sammelbegriff benutzt Böhler den Ausdruck «Lebensphantasie». Zeitgeist und Mythus stammen aus den Tiefen des Lebensgefühls

und bleiben letzten Endes Geheimnis. Die Kraft dieser alten Symbole macht sie auch geeignet, zum Ausdruck weiterer Inhalte zu werden. Mit dem Phänomen der *Projektion* ist die Hinausverlegung eines subjektiven Vorganges in ein Objekt gemeint. In der Projektion leben will heissen, dass wir unsere Vorstellungen mit der Wirklichkeit verwechseln und die Schuld andern Menschen zuschieben, um unsere Verantwortlichkeit zu umgehen.

Wir versuchen, die wesentlichen Gedanken dieser «aus der Lebenserfahrung für die Lebenspraxis» geschriebenen Summe in groben Umrissen zu skizzieren und zu deuten.

Böhler beleuchtet zuerst drei Aspekte des Phänomens Zeitgeist, nämlich dessen Inhalte, Integrationskräfte und Quellen. Der erste Aspekt, der *Inhalt* des Zeitgeistes, besteht in jenem Neuen, Modernen und im aufgeklärten Bewusstsein, das einerseits mythische Einzelinhalte schafft, sie aber anderseits wieder entmythologisiert. Der Zeitgeist ist in rastloser Bewegung begriffen, die keinem Gesetz folgt. Böhler versucht, die mehr oder weniger konstanten Bildungskräfte des modernen Zeitgeistes zu erfassen, die der Vielfalt der historischen Erscheinungen zugrunde liegen. Er leuchtet den anthropologischen Hintergrund des Zeitgeistes ab, um den Prozess der Zeitlichkeit durch das Zeitlose verständlich zu machen.

Der zweite Aspekt befasst sich mit den *Integrationskräften* des Zeitgeistes. Da uns der Zeitgeist im konkreten Fall

stets unbewusst ist, können wir die fremde Herkunft unserer Vorstellungen auch in keiner Weise realisieren. Wir sind im allgemeinen nicht in der Lage festzustellen, welcher Teil unserer Meinungen von andern und welcher von uns selbst stammt, weil die Bildung unserer Person grösstenteils ein unbewusster Prozess ist. Jeder ist im täglichen Leben zu Handlungen gezwungen, ohne Zeit zu haben, alle Implikationen zu prüfen. So ist zum Beispiel die Mode der Prototyp eines Zusammenhangs von Ich und Zeitgeist. Unsere individuellen Geschmacksvorstellungen verschmelzen mit einem kollektiven abstrakten Symbol, mit dem jedes Individuum ganz verschiedene Vorstellungen verbindet. Auch unser Urteil wird von Denkgewohnheiten beherrscht, die häufig auf Jahrhunderte zurückgehen. Prestige und Autorität spielen mit hinein und steigern unser Selbstgefühl der Unterordnung unter den Zeitgeist als Folge der Identifizierung mit andern Personen.

Mit dem dritten Aspekt versucht Böhler die Herkunft beziehungsweise die rein *individuellen Quellen* der Inhalte des Zeitgeistes klarzustellen. Erst mit der Betrachtung der Phantasie gelangen wir ins Zentrum des mythenbildenden Prozesses. Da dieser das uns Nächste und Innerlichste ist, haben wir am spätesten von ihm Kenntnis genommen. Wir haben unsere ganze Phantasiekraft darauf verwendet, abstrakte Modelle der Wissenschaft herzustellen, haben aber verlernt, die einfühlende Phantasie gegenüber den andern zu entwickeln, die zur Liebe, Freundschaft und Gemeinschaft führt und die Mythen der Ethik und des kollektiven Lebens bildet. Der Mythus ist Äusserung unserer Existenz. Er geht keineswegs auf logische Wahrheit im wissen-

schaftlichen Sinne aus, sondern ist unmittelbarer Ausdruck unseres Lebens und damit auch unserer Freiheit.

In diesen drei Kapiteln über die Inhalte, Integrationskräfte und individuellen Quellen des Zeitgeistes werden die Begriffe des Mythus und des Zeitgeistes offengelassen. Erst im umfangreichsten Kapitel über das Wesen des Zeitgeistes werden die Ausdrücke psychologisch untermauert. Böhler breitet hier einen Reichtum an originellen Fragestellungen und Formulierungen aus, wie man ihn nur selten findet.

Ein erster Schlüssel zum Wesen des Zeitgeistes ist der *Traum*. Im individuellen Traum nämlich, wie auch im Zeitgeist, verliert das Ichbewusstsein seine Herrschaft. Das Ich wird hier zu einer mehr oder minder passiven Figur. Die Gestalten unserer Träume symbolisieren Verhaltensweisen von uns selbst, die wir uns als Vorbild oder Warnung zum Bewusstsein bringen wollen. Der Mensch betrachtet den Traum als etwas Sinnloses, obschon dieser seine Zukunft bestimmt. Bei weitem die wichtigste Gemeinsamkeit des individuellen Traumes und des Zeitgeistes bildet aber die Herrschaft der *Projektion*. Diese ist bisher allerdings erst ungenügend erklärt und darum in ihrer Bedeutung gewaltig unterschätzt worden. Solange wir in Projektionen leben, also Gedanken und Wirklichkeit verwechseln, sind wir zur Selbsterkenntnis unfähig, weil selbständiges Denken in diesem Zustand ausgeschaltet wird. Der Mensch will im praktischen Leben seine unbewussten Einflüsse nicht anerkennen. Ihm sind nur die Mittel seines Handelns teilweise bewusst, nicht aber dessen Motive. Objektiv kann man die Wirklichkeit aber nur dann erfassen, wenn man beide Gegensätze, das Indi-

vidual- wie das Kollektivprinzip gleichzeitig anwendet, denn diese Gegensätze sind das letzte Mass der Wirklichkeit und ihre richtige Anwendung die Voraussetzung des objektiven Denkens.

An dieser Stelle wird deutlich, wie sehr Böhlers Denken von der Idee der *Polarität* geprägt ist. Ein zureichendes Verständnis wirtschaftlicher, politischer und kultureller Erscheinungen ist demnach nur möglich, wenn das Sichtbare-Bewusste in seinem Zusammenhang mit dem Unsichtbar-Unbewussten gesehen wird. In der Praxis ist es aber sehr schwer, den mythischen Untergrund der scheinbar rationalsten Institution der modernen Gesellschaft, nämlich der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaft, klarzumachen. Alle Beteiligten leben nämlich in der Projektion, indem sie ihre Vorstellungen mit der Wirklichkeit verwechseln und ihnen die Möglichkeit der Selbstkritik dadurch zwangsläufig abgeht. Böhler erwähnt hier als sprechendes Beispiel der Gegenwart die *internationale Währungskrise*, wo die Verfallenheit der Menschen an den Mythus und die Problematik der Rationalität der Wirtschaft erkannt und studiert werden kann. So ist nach Böhler auf dem Höhepunkt der Währungskrise eine Konfusion der Geister und eine Undurchsichtigkeit der Zusammenhänge seitens der Beteiligten festzustellen, die zu einer allgemeinen Panik geführt hat. Der Zeitgeist zeigt seinen utopischen Charakter in der Neigung zur Bildung abstrakter Zukunftsmodelle anstelle der Lösung der konkreten Probleme, die der Währungskrise zugrunde liegen.

Wie aber kann sich der Mensch vor den kollektiven Mythen des Zeitgeistes retten?

Böhler gibt uns eine psychothera-

peutische Lösung: Der Mensch kann sich nur retten, indem er auf seine Lebensphantasie und seine persönlichen Mythen religiöser, ethischer, ästhetischer Art zurückgreift, die ihn im Bewusstsein und Erlebnis über die Gegensätze der Welt hinausheben und ihm dadurch Distanz zu den Zwangsläufigkeiten des Zeitgeistes verschaffen. Der Mensch braucht einen seelischen Ort, an den er sich aus den Konflikten der Welt und der Geschichte sowie aus den wirtschaftlichen und politischen Kämpfen zurückziehen kann. Dabei begegnet er den inneren Ordnungskräften, welche die Gegensätze auflösen und den Menschen zur *Ganzheit* zurückführen. Die Ganzheit bildet die Achse, um die sich die Welt und damit auch der Zeitgeist dreht.

Die Ganzheit ruht nicht im Denken, sondern im *Erleben*. Und im persönlichen Erlebnis sowie in der inneren Erfahrung liegt denn auch die Besonderheit von Böhlers Erkennen. Daraus folgert er, dass der Mensch in bezug auf seine ethische Haltung die ethischen Normen primär auf sich selbst anwenden muss, um damit eine innere Entwicklung zu ermöglichen. Dann tritt auch das individuelle Denken wieder in Aktion. Es entsteht ein Zustand der Besonnenheit, der eine wirkliche Grenzsetzung für die persönlichen Ziele und damit auch eine Hierarchie der Wertungen ermöglicht. Böhler möchte ferner der kosmischen Einordnung des Menschen Rechnung tragen. Die kosmische Beziehung des Mythus wird uns am ehesten durch die Mythisierung des Menschen in der Erotik anschaulich, indem wir diese mit der Arterhaltung als objektiven Impuls in Verbindung bringen. Hier zeigt sich denn auch der Offenbarungscharakter des Mythus und

damit seine irrationale Natur am handgreiflichsten.

Böhlers Zeitkritik ist ein Dokument unserer Zeit, eine Vorlage zum Nachdenken und zum Gespräch, mit der sich

auseinanderzusetzen jedem aufgegeben ist, der heute nach Orientierung sucht.

Toni Föllmi

¹ Eugen Böhler, *Psychologie des Zeithauses*, Verlag Herbert Lang & Cie. AG, Bern und Frankfurt/M. 1973.

GLOBALE INTERDEPENDENZ

Europäische und internationale Währungsprobleme

Währungskrisen und kein Ende

Nach einem oft zitierten Satz von Lord Overstone haben mindestens ebenso viele Leute beim Grübeln über Währungsprobleme wie aus unglücklicher Liebe den Verstand verloren. Wenn diese Behauptung zutreffen sollte, wäre die Aufnahmefähigkeit einschlägiger Anstalten sicherlich längst erschöpft. Denn seit Jahren dominieren im weltwirtschaftlichen Geschehen eindeutig die Währungsprobleme. Zwar glaubte Präsident Nixon im Dezember 1971, als der US-Dollar nach zahlreichen Erschütterungen vieler Währungen endlich abgewertet wurde, von einem «Jahrhundertereignis» sprechen zu können. Doch war dieses «Jahrhundert» vierzehn Monate später bereits beendet, als der US-Dollar ein zweites Mal abgewertet werden musste.

In der Presse sind Überschriften nach dem Motto «Wann kommt die nächste Währungskrise?» oder «Die nächste Währungskrise kommt bestimmt» immer häufiger zu lesen. Dabei sind es nicht so sehr die fallweisen Wechselkursänderungen (Ab- und Aufwertungen), welche die Gemüter erregen. Solche Wechselkursänderungen

sind vielmehr im Rahmen des internationalen Währungssystems, das 1944 auf der Konferenz von Bretton Woods (Abkommen über den Internationalen Währungsfonds, IWF) geschaffen wurde, durchaus vorgesehen. Spektakulär ist dagegen die seit Jahren – entgegen allen amtlichen Verlautbarungen – zunehmende Instabilität des gesamten Weltwährungssystems – eine Instabilität, die sich in verschiedener Weise immer deutlicher bemerkbar macht.

Der US-Dollar, rund ein Vierteljahrhundert lang der ruhende Pol im Gefüge der Währungen, musste innerhalb von vierzehn Monaten zweimal abgewertet werden (um rund 18%). Die Eintauschbarkeit des Dollars in Gold (Goldkonvertibilität) musste im August 1971 aufgehoben werden, weil sonst die gesetzlich vorgeschriebene Golddeckung des Dollars nicht mehr gewährleistet gewesen wäre. Vorausgegangen war ein allgemeiner Vertrauenschwund gegenüber dem Dollar. Auf der anderen Seite manifestiert sich die Instabilität des Weltwährungssystems in gehäuften Aufwertungen der Überschussländer, im Übergang zum Einzel- oder Blockfloating und in der vielfachen Rückkehr zu Devisenkontrollen

(Einschränkung der Devisenkonvertibilität). Grundlegende Änderungen im Kaufkraftverhältnis der einzelnen Währungen sind die Folge. Die USA werden billiger und können vor allem auch billiger exportieren. Die aufgewerteten oder floatenden Währungen der anderen Länder werden vergleichsweise teurer – mit allen Konsequenzen für deren Export. So ist beispielsweise der Schweizer Franken gegenüber dem Dollarraum rund 40% mehr wert. Mit anderen Worten: Die Schweizer Exportindustrie ist durch diese Entwicklung in ihrer Konkurrenzfähigkeit entscheidend beeinträchtigt worden. Mag man diese Wirkung unter konjunkturpolitischen Gesichtspunkten kurzfristig auch begrüssen, so können daraus mittel- und langfristig doch schwer zu bewältigende Anpassungs- und Umstellungsprobleme resultieren. Auch ist die Gefahr eines Handelskrieges zwischen den USA einerseits und Westeuropa und Japan andererseits nicht ganz von der Hand zu weisen. Erste Anzeichen für eine solche unerfreuliche Entwicklung sind bereits vorhanden.

So ist es kein Wunder, dass die Währungsprobleme heute überall «im Gespräch» sind. Das Grübeln über Währungsprobleme, von dem eingangs die Rede war, mag nun aber nicht nur die dort erwähnte höchst unerwünschte Nebenwirkung erzielen, sondern hat auch zu einer schon sehr umfangreichen Literatur über diese Fragen geführt. Vier Publikationen recht unterschiedlichen Inhalts seien hieraus im folgenden vorgestellt.

Europäische Wirtschafts- und Währungsunion

Die Fülle der sich oft überstürzenden Ereignisse an der Währungsfront hat in

der breiteren Öffentlichkeit bereits eine gewisse Gewöhnung und ein zunehmendes Desinteresse zur Folge. Dieser auch auf anderen Gebieten feststellbare kontraproduktive Effekt der «Informationslawine» darf keineswegs leichtgenommen werden. Zudem sind die heutigen Währungsfragen in ihren mannigfachen Zusammenhängen sowie Haupt- und Nebenwirkungen viel zu komplex, um in ihrer Tragweite noch verstanden zu werden. Hier liegt ein echtes Problem gerade für jene Branchen, die durch die Instabilität des internationalen Währungssystems in immer stärkerem Masse negativ betroffen werden (in der Schweiz vor allem die Exportindustrie und der Fremdenverkehr). Welche Schwierigkeiten durch die rund 40 prozentige Verteuerung gegenüber dem US-Dollar für diese Wirtschaftszweige inskünftig noch zu erwarten sind, lässt sich nur schwer abschätzen, werden dadurch doch Strukturwandlungen erzwungen, die im Einzelfall recht schmerhaft sein können.

Von Nutzen ist daher die von *Rainer Hellmann* zusammengestellte und eingeleitete Dokumentation zum Thema «Europäische Wirtschafts- und Währungsunion»¹. Der etwa vierzigseitigen Einleitung folgt eine rund 300 Seiten starke Dokumentation, in der alle wesentlichen nationalen und internationalen amtlichen Verlautbarungen der Jahre 1969 bis 1972 abgedruckt sind.

In der Einleitung skizziert Hellmann die Entwicklung der EWG, insbesondere seit dem Bestehen der Zollunion 1967. Während der Zollabbau schneller als ursprünglich vorgesehen realisiert werden konnte, ging der weitere Ausbau zu einer Wirtschafts- und Währungsunion immer langsamer vonstatten und

blieb schliesslich im Dickicht nationaler Sonderinteressen stecken. Infolge man gelnder politischer Durchschlagskraft der Ewg beherrschten Konferenzen, Verlautbarungen und Pläne das offizielle Bild der Lage, die wegen der wachsenden Währungsprobleme in der Praxis eher durch Desintegrationstendenzen gekennzeichnet war (Rückkehr zu nationalen Devisenrestriktionen, Ab- und Aufwertungen einzelner Mitglieds währungen, Alleingang Italiens bei der Freigabe des Wechselkurses, mühseliges «Block-Floating» der übrigen Länder usw.).

Mancher wird Hellmanns Einführung nicht ohne eine gewisse Enttäuschung lesen, bringt er doch lediglich eine Skizze der historischen Entwicklung ohne kritische Analyse der Probleme. Der offizielle Standpunkt der Ewg-Kommission wird ziemlich unreflektiert übernommen. So liegt der eigentliche Wert dieses Buches eben in der Dokumentation, was es laut Untertitel auch sein will.

Wege und Irrwege zur europäischen Währungsunion

Was bei Hellmann an kritischer Substanz fehlt, findet der interessierte Leser um so reichhaltiger in dem Werk von Hans Willgerodt und seinen Mitarbeitern über «Wege und Irrwege zur europäischen Währungsunion»². Zu Beginn werden die Ursachen der bisherigen wirtschaftspolitischen Konflikte innerhalb der Ewg systematisch analysiert. Einmal ist die wirtschaftspolitische Handlungsfreiheit durch die enge aussenwirtschaftliche Verflechtung der Mitgliedsländer und die Währungskonvertibilität bei stabilen Wechselkursen stark eingeschränkt. Zum anderen rea-

gieren aber die Mitglieder auf aussenwirtschaftliche Störungen trotz aller offiziellen Beteuerungen zur Gemeinschaft immer noch weitgehend unkoordiniert; das nationalstaatliche Denken hat im Ernstfall noch stets den Ausschlag gegeben.

Gerade die immer neuen Währungskrisen mit allen ihren Rückwirkungen auf die verschiedenen anderen Bereiche (so vor allem auf den Ewg-Agrarmarkt, dessen hochkomplizierte Abschöpfungs- und Ausgleichsmechanismen zeitweilig funktionsunfähig wurden) lassen die Notwendigkeit einer Währungsunion überdeutlich werden. Im Mittelpunkt des Buches von Willgerodt stehen denn auch die verschiedenen Pläne zur Bildung einer europäischen Währungsunion, die sehr gründlich und kritisch erörtert werden. Dabei wird davon ausgegangen, dass diese Union eine Stabilitäts- und keine Inflationsgemeinschaft sein soll.

Um dieses Ziel zu erreichen, wird dann ein umfassendes Konzept entwickelt, das eine marktwirtschaftliche und primär an der Geldwertstabilität orientierte Lösung gewährleisten soll. Die Verfasser gliedern ihre Vorschläge in zwei Zeitabschnitte. In einer Koordinierungsphase sollen zunächst die unterschiedlichen nationalen Massnahmen verbindlich koordiniert werden. In der folgenden Harmonisierungsphase sollen dann die Instrumentarien angeglichen und die Kompetenzen zu ihrer Handhabung, so weit erforderlich, auf die Gemeinschaftsorgane übertragen werden. Auf einer übersichtlichen Klapp tafel werden die verschiedenen Pläne zur Errichtung einer europäischen Währungs- und Wirtschaftsunion instruktiv einander gegenübergestellt. Überhaupt vermittelt das Buch in bemerkenswerter

Klarheit ein fundiertes Verständnis für die komplexen Probleme und macht deutlich, worum es bei der Ewg wirklich geht. Zugleich zeigt es auch den Weg zu einer echten politischen Einiung Europas.

Das Problem der internationalen Währungsordnung

Die europäischen Probleme sind infolge der starken aussenwirtschaftlichen Verflechtung und der Besonderheiten des Weltwährungssystems zugleich internationale Probleme. Die Zahlungsbilanzdefizite der USA sind zugleich die Zahlungsbilanzüberschüsse ihrer Handelspartner. Denn Defizite eines Landes sind im internationalen Austausch überhaupt nur möglich, insoweit andere Länder Überschüsse aufweisen. Die Auseinandersetzung mit den europäischen Problemen lässt sich daher nur auf dem Hintergrund der weltweiten Währungsfragen richtig verstehen.

In seinem als Broschüre erschienenen Vortrag über «Das Problem der internationalen Währungsordnung» schildert F. A. Lutz die Schwächen des 1944 geschaffenen Weltwährungssystems³. Er hebt zunächst drei fundamentale Mängel hervor: 1. die Bindung an den Dollar (mit der Folge, dass andere Länder sich nur Dollarreserven verschaffen können, wenn die USA ein Defizit aufweisen), 2. die Begünstigung der Inflation (weil die Funktion des US-Dollars als Devisenreserve anderer Länder die USA weitgehend der Notwendigkeit enthebt, Massnahmen zur Be seitigung ihrer Defizite zu ergreifen) und 3. der unbefriedigende Anpassungsprozess sowohl bei den Defizitländern (bei denen die erforderliche Wechselkursabwertung aus Prestigegründen so

lange als möglich hinausgeschoben wird mit der Folge, dass sie dann um so höher sein muss) als auch bei den Überschussländern (bei denen eine Wechselkursaufwertung wegen der nachteiligen Wirkungen auf die Exportwirtschaft un erwünscht ist und ebenfalls hinausgeschoben wird).

Im weiteren behandelt F. A. Lutz die Voraussetzungen für eine Verbesserung des internationalen Währungssystems. Er skizziert hier vier Ansätze:

1. Der US-Dollar soll nicht mehr als Reservewährung fungieren, also nicht mehr Bestandteil der amtlichen Devi senreserven anderer Länder sein.

2. Die Bildung konvertibler Währungsreserven (die für die internatio nalen Wirtschaftsbeziehungen notwen dig sind) soll vom amerikanischen Defizit unabhängig werden. Da eine Rück kehr zum Goldstandard aus verschie denen Gründen unwahrscheinlich ist, kommt nur ein System in Frage, das auf den Sonderziehungsrechten des IWF aufgebaut ist.

3. Störungen durch kurzfristige Geld bewegungen sollten möglichst verrin gert werden.

4. Die Anpassungsprozesse bei Zah lungsbilanzdefiziten und -überschüssen sollten durch strengere Regeln be schleunigt werden.

Die Probleme der gegenwärtigen internationalen Währungsordnung sind damit in einer instruktiven Kurzdarstellung verständlich gemacht. Die Bro schüre zeichnet sich vor allem da durch aus, dass dem Leser die wirk lich wesentlichen Fragen in brillanter Darstellungsweise vorgeführt werden.

Das Währungssystem des Westens

Einen ganz anderen Charakter weist das 1971 erschienene umfangreiche Werk

von *Franz A. Aschinger* über «Das Währungssystem des Westens» auf⁴. Mit profunder Sachkenntnis und systematischer Gründlichkeit werden hier in lehrbuchmässiger Form die gesamten Währungsfragen der westlichen Welt abgehandelt.

Einleitend skizziert Aschinger die Entstehung des internationalen Währungssystems. Ausführlich werden dann im ersten Teil die Ordnungsprinzipien dieses Systems dargestellt, gegliedert in das Wechselkursregime, die Anpassungsgrundsätze für Defizit- und Überschussländer sowie die Konvertibilitätsregeln. Der zweite Teil hat die materiellen Elemente des Währungssystems zum Gegenstand. Erörtert werden hier unter anderem die Komponenten der internationalen Liquidität (Gold, Devisenguthaben, Reservepositionen beim IWF und Sonderziehungsrechte), die Entwicklung dieser Komponenten im Zeitablauf, die Rolle des Goldes, des US-Dollars und des englischen Pfundes im internationalen Währungssystem, die gegenseitige Hilfe der Notenbanken (Kreditfazilitäten, Swapnetze usw.), der Eurogeldmarkt sowie seine Auswirkungen und Kontrollmöglichkeiten – um hier nur die wichtigsten Stichworte zu nennen.

In der Schlussbetrachtung, die man sich gerne ausführlicher gewünscht hätte, analysiert Aschinger die Stärken und Schwächen des internationalen Währungssystems. Im Gegensatz zu den bereits genannten Autoren, die entweder für eine europäische Währungsunion oder für die Ersetzung des US-Dollars durch ein System der Sonderziehungsrechte plädieren, erwartet Aschinger keine grundlegende Änderung

des Systems (vgl. S. 347). Da seine Darstellung nur bis Mitte 1971 reicht, wäre dieses Urteil aufgrund der seitherigen Ereignisse vielleicht etwas anders ausgefallen.

Insgesamt füllt Aschingers Lehrbuch eine wesentliche Lücke in der deutschsprachigen Literatur. Wohl gibt es einige ausgezeichnete theoretische Werke für den Hochschulunterricht, doch fehlte auch für diesen Zweck bisher eine umfassende historisch-systematische Darstellung. Mit Aschingers «Währungssystem des Westens» besitzen wir nun ein solches Lehrbuch, das nicht nur flüssig geschrieben ist (der Autor war nicht umsonst während über zwanzig Jahren Wirtschaftsredaktor bei der «Neuen Zürcher Zeitung»), sondern auch ein grosses pädagogisches Geschick verrät. Zahlreiche Graphiken und Tabellen sowie ein ausführliches Literaturverzeichnis runden das Buch ab, das zugleich als Unterrichts- und Nachschlagewerk bestens geeignet ist.

Egon Tuchfeldt

¹Rainer Hellmann, Europäische Wirtschafts- und Währungsunion – Eine Dokumentation, Nomos-Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1972. – ²Hans Willgerodt, Alexander Domsch, Rolf Hasse und Volker Merx, Wege und Irrwege zur europäischen Währungsunion, Verlag Rombach, Freiburg im Breisgau 1972. – ³Friedrich A. Lutz, Das Problem der internationalen Währungsordnung, Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich und Stuttgart 1972. – ⁴Franz E. Aschinger, Das Währungssystem des Westens, Fritz-Knapp-Verlag, Frankfurt am Main 1971 (die zweite Auflage erscheint demnächst).

IM GESPRÄCH

Siegfried Lenz und die «marktgängigen Vorbilder»

Die Erstauflage des neuen Romans «*Das Vorbild*» von Siegfried Lenz beträgt hunderttausend Exemplare¹. Die Werbung sprach vom Lenz, dem der Herbst gehöre. Der grosse Verkaufserfolg der «Deutschstunde» soll wiederholt oder übertroffen werden. Der neue Lenz ist im Gespräch, Feuilletonisten besuchen den Schriftsteller in seiner dänischen Ferienklause, literarische Gesellschaften bemühen sich um einen Abstecher des Autors im Rahmen seiner für diesen Winter geplanten Vorlesetournee. Der bescheidene, ruhige Mann, dem der Rummel zweifellos unangenehm ist, eine lästige Begleiterscheinung des Ruhms, hat wieder einmal die literarischen Kreise in Bewegung gesetzt.

Längst hat sich herumgesprochen, auch bei Leuten, die das über fünfhundert Seiten starke Buch nicht gelesen haben und möglicherweise auch nie lesen werden, worum es in dem Roman «*Das Vorbild*» geht. Drei Pädagogen haben den offiziellen Auftrag, ein Lesebuch herauszugeben. Wir lernen sie bei dem Versuch kennen, den Teil des Lehrmittels zusammenzustellen, der den Titel «Lebensbilder – Vorbilder» tragen soll. Alle drei haben Vorschläge vorbereitet, die sie austauschen und diskutieren. In einer Hamburger Pension finden die Arbeitssitzungen statt. Das Resultat, man ahnt es, ist negativ. Nachdem sich die drei Erzieher schwer genug getan haben und ihr Manuskript abliefern, weist es der Lektor des Verlags zurück. Janpeter Heller, der «Progressive» unter den drei Herausgebern,

schreibt zusammen mit seiner Kollegin Rita Süssfeldt dem Studienrat Valentin Pundt, der in dem Team die ältere Generation vertreten hat, eine Ansichtskarte: «Kurz vor meiner Abfahrt ist es uns noch gelungen, das zeitgemäße Vorbild ausfindig zu machen: es handelt sich um eine intakte Windmühle, die, bei ausreichender Regung in der Luft, für jedermann sichtbar vierflügelig um sich schlägt...»

Was Siegfried Lenz in seinem neuen grossen Roman mit dem, wie man sieht, geradezu provokativen Titel ausspricht, ist einfach: Wir leben in einer Zeit, die keine Vorbilder mehr anerkennt, oder anders: was bisher als Vorbild oder Beispiel galt, hält nicht stand, wenn man es hinterfragt. Zwar mag es noch da und dort Menschen geben, die ihre Vorbilder haben und verehren; verbindlich oder gar verpflichtend für andere sind sie nicht. Die drei Pädagogen, die sich durchaus verstehen, geraten zuweilen in der Diskussion über ihre Vorschläge aneinander. Generationenunterschied, Erfahrungshintergrund, Lebensgefühl und politische Überzeugung machen es unmöglich, dass sie sich auf die von jedem umsichtig gewählten Lesebuchtexte einigen könnten.

Nun gibt es da allerdings, in längeren Episoden vorgetragen und gründlich geprüft, die Lebensgeschichte der Lucy Beerbaum. Vermutlich möchte Siegfried Lenz diese Frau als heute noch mögliches Vorbild verstanden wissen. Was charakterisiert sie? Sie ist Biologin, eine bedeutende Wissenschaftlerin. Sie lebt in Hamburg, ist jedoch in Grie-

chenland aufgewachsen, und nach dem Putsch der Obersten auferlegt sie sich in Hamburg freiwillig die Haftbedingungen, unter denen ihre griechischen Freunde im Gefängnis zu leiden haben. Sie geht nicht mehr ins Institut, verweigert jede Nahrung, die über die karge Gefangenekost hinausgeht, verzichtet auf Lektüre und Gespräch. Was sie leistet, könnte man einen gewaltlosen oder einen passiven Protest nennen. Ihre Bereitschaft, freiwillig mitzuleiden, wäre dann eine noch mögliche vorbildhafte Haltung.

Es fällt auf, dass die Vorschläge für das Lesebuch, auch die verworfenen, einen verwandten Charakter haben. Von vornherein sind die Helden und die aktiven Figuren ausgeschlossen. Ihnen wird vorgeworfen, sie seien zur Manipulation der Schüler und des Volkes missbraucht worden. Heller sagt einmal, ich zitiere es als Beispiel dafür, wie Lenz seine Herausgeber diskutieren lässt: «*Es gibt nämlich keine grössere Arroganz, als wehrlosen Schülern verkleidete Botschaften zu übermitteln, Heilswoorte, die man sie unter üppiger Verpackung aufstöbern lässt.*» Der «Zaunpfahlwink der Autorität» verfängt ohnehin nicht mehr, das «*unlautere Spiel mit den marktgängigen Vorbildern*» ist ausgespielt. Gesucht wird nach Begebenheiten oder Geschichten, nach Frauen oder Männern, die in all ihrer Widersprüchlichkeit vielleicht doch vorbildhaft wirken könnten. Lucy Beerbaum zum Beispiel?

Ihr Leben wird in kurzen Einblendungen gezeigt. Immer schon, auch als kleines Mädchen, suchte sie die Freundschaft der Verfolgten. Es wird berichtet, wie sie sich illegaler Praktiken beschuldigt aus Solidarität zu den Tätern, die sie kennt. Und dann ist da

auch die Geschichte, die von der Studentenparty berichtet. Lucy ist als Studentensprecherin gewählt worden, alle gratulieren ihr zur Wahl, nur nicht Victor, ihr Freund. Er nämlich weiß, dass ihre Wahl auf einem Irrtum beruht und dass eigentlich ein blasser, beliebter Konformist gewählt worden ist. Als Lucys Freund kann er den Fehler nicht aufdecken; aber er verlangt von ihr, dass sie es selber tue. Das Gespräch dreht sich um die Spielregeln der Demokratie. Soll ich also, fragt Lucy, das verletzte Prinzip retten, aber auf alle Verbesserungen verzichten, die ich bereits erreicht habe? «*Nur wenn wir bereit sind, mitunter gegen das Prinzip zu verstossen, können wir etwas ändern.*»

Ergeben sich da nicht Einwände, die von den drei Pädagogen merkwürdigerweise nicht erhoben werden? Die zentrale Figur unter den Vorbild-Vorschlägen, Lucy Beerbaum, Demonstrantin mit dem Mittel der Gewaltlosigkeit, des Hungerstreiks, der freiwilligen Kasteiung, bekennt sich dazu, dass etwas verändert werden müsse, notfalls, indem man die demokratischen Spielregeln bricht. Die Mehrheit, sagt sie, habe nicht immer recht, und das ist in der Tat kein Geheimnis. Also Widerstand gegen die bloss formale Demokratie? Handeln ausserhalb der Spielregeln, weil man sich im Besitz der besseren Einsicht wähnt? Wenn schon von Manipulation so viel die Rede ist: worum handelt es sich denn da? Und weiter: Die Entscheidung des Schiffsarztes, nicht in die lukrative Praxis des Vaters einzutreten, sondern seinen Dienst zu leisten, die Ansichten und das vorgelebte Beispiel der Lucy Beerbaum, überhaupt die aussenseiterische, auf Verweigerung und passive Resistenz angelegte Musterkollektion möglicher

Vorbilder, die zwar bis auf eines verworfen werden –, das alles ist mittlerweile in seiner Art genau so «marktgängig» wie das, was Heller und seine Kollegen vermeiden möchten. Ganz so abwegig erscheint am Ende das Urteil des Doktor Dunkhase nicht, wenn er sagt, es sei «*immerhin achtbar*», aber eben passive Auflehnung, schön anzusehen, jedoch «*von nobler Wirkungslosigkeit*». Man könnte beifügen, es entspreche dem gegenwärtigen Trend weit mehr als der Versuch, an überblickbarem Ort das Rechte zu tun.

So bleibt doch die Frage, warum denn nicht aus Gegenwart und Geschichte Beispiele gesucht worden sind und warum die drei Herausgeber nicht völlig gegensätzliche Vorschläge diskutieren. Dass ein unbestreitbares Vorbild offenbar nicht zu finden ist, kennzeichnet diese Zeit, kennzeichnet am Ende den Menschen dieser Epoche. Wenn Siegfried Lenz das zeigen wollte, hätte er vielleicht nicht nur eigene Geschichten als mögliche Lesebuchtexte vorschlagen dürfen. Schon aus einem rein künstlerischen Grund wäre zu wünschen gewesen, dass er auch das eine oder andere jener von Hellers Sarkasmus abgelehnten «marktgängigen» Vorbilder vorgeführt hätte. Valentin Pundt wäre da als Fürsprecher zu denken, als Verteidiger dessen, was der viel jüngere Kollege ablehnt. Zugegeben, es kommt zu dieser Konfrontation anlässlich einer Erzählung, die Pundt vorschlägt. Da hat ein Soldat einen Lagerflüchtling versteckt, sorgt heimlich für ihn, wie unter einem Zwang wagt er für seinen Schützling, der zudem noch so tut, als sei er ihm das schuldig, sein Leben. Das reizt Heller zum Widerspruch. Nachdrücklich stellt er fest, hier werde, «*typisch sy-*

stemkonform», versucht, jungen Leuten einen Minderwertigkeitskomplex beizubringen, indem man sie zwinge, vor erdrückenden Denkmälern zu leben. Von lastenden Idolen, von der würgenden Verpflichtung zum Exemplarischen und von pädagogischer Vergewaltigung ist die Rede. Es wird deutlich, dass Heller, der sich als Sprecher der Jungen versteht, ein Vorbild im herkömmlichen Sinn grundsätzlich ablehnt. Das ist übrigens die einzige Stelle in dem umfangreichen Roman, an der zum Austrag kommen könnte, was die Generationen heute trennt. Pundt ist beleidigt. Schliesslich beruht seine Geschichte auf einer wirklichen Begebenheit. Und Heller setzt dem auch noch die schnöde Bemerkung entgegen, die persönliche Erfahrung vieler Menschen bestehe nur aus alten Hüten oder aus Käseauflauf.

Man erwartet schon, dass es eine Schlüsselstelle sei, von der aus sich eine grundsätzliche Diskussion des Problems entfalte. Aber nach einigem Zögern zwingt sich Heller zur Entschuldigung bei seinem Kollegen, auf der dieser besteht. Und hinfert bewegt sich die Auseinandersetzung auf einer Ebene, die nur noch den passiven, meditativen, elegischen Typ des Aussenseiters kennt. Die Profilierung der drei Herausgeber leidet darunter.

Hier muss jedoch gleich auch von der grossen Kunstfertigkeit die Rede sein, mit der Siegfried Lenz im Stil eines Erzählers alter Schule die Fäden verknüpft. Man vergegenwärtige sich: Mehrere Geschichten, darunter die aus mehreren Teilen bestehende über Lucy Beerbaum, werden vorgeführt und beurteilt. Es gilt also die Lesebuchgeschichten und die Herausgebersitzungen miteinander zu verbinden, ausserdem die privaten Schicksale und Lebensumstän-

de der Herausgeber. Pundt hat seinen Sohn Harald verloren, der begabte junge Mann hat Selbstmord gemacht. Ein Rätsel. In seinen freien Stunden geht der Vater den Spuren seines Sohnes nach, spricht mit seinen Freunden und Bekannten, sinnt über dem kärglichen Nachlass. Heller sucht mit seiner von ihm getrennt lebenden Frau Charlotte und mit seinem Kind eine neue Basis des Zusammenlebens. Rita Süßfeldt ihrerseits hat ihre privaten Konflikte. Was in ihr persönliches Leben eingreift, wie sie sich hier verhalten, gerät durch ihre Tätigkeit als Herausgeber eines Lesebuchs ebenfalls in den Fragenbereich des Vorbilds. Die Menschen, die literarisch vermittelte Vorbilder zu prüfen haben, werden von den Lesern des Romans selber geprüft. Kunstvoll und trickreich hat Lenz alle diese Fäden verflochten. Von Zeit zu Zeit, so beginnt er etwa ein Kapitel, müssen seine Pädagogen zur Arbeit zurückkehren und «*in ihrer eigentümlichen Arbeit gezeigt werden: redend, deutend, wertend. Darum öffnen wir wieder die Tür zum Konferenzraum der Hotelpension Klöver – Inhaberin: Ida Klöver –, lassen es Nachmittag sein, besetzen den Palisandertisch mit Pundt und Heller, garnieren das schimmernde Holz mit Papieren, Büchern, Notizheften, lassen bei ausreichender Beleuchtung zwei Schnapsgläser blinken, aus denen man offensichtlich schon getrunken hat und wohl auch bereit ist, weiterzutrinken. Heller soll seinen weinroten Pullover tragen, Valentin Pundt, unter dessen Stuhl wir eine Flasche seines selbstgebrauten*

«*Lüneburger Kikeriki» stellen, seine Hausjacke, in der er immer noch steif und förmlich genug wirkt.»*

Aber alle diese Veranstaltungen, Regeianmerkungen und betonten Verlebendigungen des abstrakten Vorgangs verhindern am Ende nicht, dass die Partien, in denen «geredet, gedeutet und gewertet» wird, um vieles blasser ausfallen als die Abstecher in die Stadt, ins Warenhaus, wo der Popsänger Platten unterzeichnet, in die Kneipen und Diskotheken. Nicht nur, weil es irgendwie verwandte und leider nicht gegenseitliche Beispiele sind, Lenz-Erzählungen eben, die an den Sitzungen diskutiert werden, macht diese Partien spannungsarm und lässt sie weniger farbig erscheinen, weniger profiliert und lebendig als die Zwischenakte, in denen wir den drei Erziehern auf ihren privaten Wegen folgen. Es ist das Thema selbst, die Notwendigkeit, «redend, deutend und wertend» über lange Seiten voranzukommen, was den Roman zähflüssig macht.

Ein Thema freilich, das muss gesagt werden, das eingehende Betrachtung verdient. Siegfried Lenz wirft in seinem Buch «Das Vorbild» ein Schlaglicht auf die geistige Situation der Zeit. Ein Roman, der zugleich auch ein Vorbild seiner Gattung sein könnte wie «Die Deutschstunde», ist ihm diesmal nichteglückt.

Anton Krättli

¹ Siegfried Lenz, Das Vorbild, Roman. Hoffmann und Campe-Verlag, Hamburg 1973.

GOTTFRIED BENNS LYRIK

Eine neue Erklärung der «Statischen Gedichte»

Mit grosser Offenheit gegenüber literaturhistorischen und -soziologischen Nebenaspekten, die bei guten Interpreten selten ist, geht der Beissner-Schüler Harald Steinhagen daran, einige der wichtigsten der «Statischen Gedichte» (1948) zu erklären¹. Die Voraussetzung der Interpretationen sind textkritische Überlegungen. Einleitend aber beschäftigt er sich auch mit der Entwicklung des Dichters bis 1948. Dabei bleiben die verschiedenen Schwierigkeiten mit Verlagen nicht unerwähnt: wir hören von erfolglosen Verhandlungen mit Henssel, Goverts, Rowohlt und schliesslich den erfolgreichen mit Peter Schifflerli. In der Ausgabe des Archeverlags wurden einige Gedichte gegen den Willen Benns gestrichen, und so kamen dann die späteren Werke im Limes-Verlag heraus.

Das Hauptanliegen Harald Steinhagens sind Einzelinterpretationen. Er wählt aus den 22 statischen Gedichten als Beispiele «Anemone», «Orpheus' Tod», «Ein Wort», «Asphodèles», «Gedichte». Statt unvermittelt und tief-sinnig über Sprache, Wortklang, Rhythmus und ähnliches zu spekulieren, baut er sich zunächst durch Erforschung der Textüberlieferung und Lesarten ein solides Fundament. Die Literaturkritik gründet sich bei ihm auf Philologie. Ein Wort, das mir für sein bescheiden-genaues Vorgehen bezeichnend scheint, ist das Wort «wahrnehmen». (Für Benns oft recht subjektive Geschichtsphilosophie ist es natürlich nicht mehr anwendbar; hier wäre man um

mehr Kritik in der Darstellung dankbar gewesen.)

Im Zusammenhang mit dem Gedicht «Anemone» stellt Steinhagen fest, dass der Dichter, ähnlich wie Valéry, die ersten Strophen oft als Gesamtes konzipiert hat. Bei Valéry wurde eine solche Gesamtkonzeption noch ein Geschenk der Götter genannt, Benn spricht lediglich von einem Etwas, das Verse hinausschleudere. Danach kommt die harte Arbeit. In dem anschliessenden etwas summarischen Überblick über frühere Beispiele der Naturlyrik versucht Steinhagen zu zeigen, wie Benns Gedicht «Anemone» offenbar nicht mehr von einer früher bestimmenden Naturordnung bestimmt sei, wo auch das lyrische Ich einbezogen gewesen sei. – In der Betrachtung von «Orpheus' Tod» interessieren im Abschnitt über die lyrische Form des Gedichts vor allem die Bemerkungen über das Wesen der «feinen Rhythmen» und die Rolle des Enjambements innerhalb dieser umstrittenen Lyrik-Form. Hier folge als Beispiel Steinhagens Beurteilung der Verse 41 und 42 «und nun die Steine / nicht mehr der Stimme folgend». «Wenn man», sagt Steinhagen, «wie es das Enjambement nahelegen könnte, die beiden Verse als Prosa lesen wollte, müsste man die Akzente wohl so verteilen:

*und nun die Stéine nicht mehr der
Stimme fòlgend.*

Der Prosarhythmus weist gegenüber dem Versrhythmus einen bedeutsamen Unterschied auf: Die Negation, das wichtigste Wort der Aussage, steht hier

im Schatten des betonten Substantivs «Steine»; sie folgt gewissermassen als enklitische Partikel dem vorangehenden Wort, so dass sie selbst keinen Ton erhält, obwohl sie sinntragende Funktion hat. In der Versordnung dagegen steht die Negation hervorgehoben am Versanfang und verlangt daher einen deutlichen Akzent, der durch das als Pause in der Versfuge hörbare Enjambement vorbereitet und unterstützt wird» (S. 137). Anschliessend werden die «freien Rhythmen» genauer untersucht; Steinhagen stellt mehr Regelmässigkeit fest, als der Leser anfangs vermutet hätte. Er charakterisiert das Gedicht als Ode.

Wichtig für die Interpretation des Gedichtes «Ein Wort» ist die Tatsache, dass die zweite Strophe schon zwölf Jahre früher, innerhalb eines später verworfenen Gedichtes, vorhanden gewesen war. Ein interessantes Beispiel für den oft langwierigen Entstehungsprozess vieler lyrischer Erzeugnisse. Nach der Interpretation des Vierzeilers «Henri Matisse: <Asphodèles>» folgt die des dreiteiligen langen Gedichts «Quartär», das dem Verfasser Gelegenheit gibt, die Voraussetzungen und Gesetzmässigkeiten der besonders 1922–1927 üblichen, aber auch später vorkommenden achtzeiligen Reimstrophe zu erklären. Sie ermögliche, wird erklärt, den einzelnen Vers frei zu behandeln, weil er fest in den Verband der Strophe eingefügt sei; die Grundform bleibe so variabel, dass sie sich zur Darstellung ganz verschie-

dener Themen und heterogener Motive eigne (S. 190). Steinhagen beginnt hier nun allerdings auf eine befremdende Art gegen Heselhaus zu polemisieren; dieser verlasse den Boden der Interpretation. Solche Vorwürfe wären an sich gewiss statthaft, verliese nicht Steinhagen selbst den Boden des Wahrnehmbaren, z. B. S. 196, wo er recht willkürlich Metren fingiert.

In den drei Strophen «Gedichte» mit dem ersten Vers «Im Namen dessen, der die Stunden spendet» wird die Verwandtschaft mit Goethes «Prooemion» und dem Parzenlied gezeigt und belegt, wie Benn hier zur Stanzenform tendiere. Vom Schlusskapitel «Aspekte einer Gesamtinterpretation» sei die Auslegung des Ausdrucks «statisch» als eines bewussten Gegensatzes zu den «dynamischen» Tendenzen jener Jahre hervorgehoben. Im Band «Statische Gedichte», denkt Steinhagen, ist der Expressionismus zu einer Art Klassizität gelangt. – Trotz den paar Einwänden: Man wird die vorliegende Untersuchung immer wieder gern heranziehen, um Benn besser verstehen zu lernen.

Hans Bänziger

¹ Harald Steinhagen, Die Statischen Gedichte von Gottfried Benn, Die Vollendung seiner expressionistischen Lyrik, Veröffentlichungen der deutschen Schillergesellschaft, Bd. 28, Ernst-Klett-Verlag, Stuttgart, 1969.

HINWEISE

Dramatiker aus Vergangenheit und Gegenwart

Das Theater ist Gegenwart. Seine Geschichte ist eine Fundgrube, reich an Aufschlüssen über Zeit und Gesellschaft; aber die Bühne ist immer der Ort aktueller Auseinandersetzung, selbst wenn sie sich alten Texten zuwendet. Sie spielt für ein heutiges Publikum, das nicht Museales erwartet. Soll man die Textausgaben älterer Dramatik als theatergeschichtliche oder als aktuelle Beiträge zu einem Theater der Gegenwart betrachten? Zweifellos war Johann Christoph Gottscheds mehrbändiges Werk «*Die deutsche Schaubühne*» ein Unternehmen, das dem deutschen Theater seiner Zeit dienen wollte. Einerseits wollte er Muster der dramatischen Kunst vorstellen (im Untertitel steht «nach den Regeln und Exempeln der Alten»), anderseits wollte er wohl zu den in der «*Critischen Dichtkunst*» geäusserten theoretischen Gedanken die Praxis liefern: die Theater sollten mit der Lehre in Übereinstimmung gebracht werden. Man kennt die spöttischen und ironischen Bemerkungen Lessings, eines wahren Theaterpraktikers. Aber es ist anderseits unverkennbar, dass gerade Lessing den Bemühungen Gottscheds grosses Gewicht beigelesen hat. Im Rahmen der «*Deutschen Neudrucke*» ist in der Reihe der Texte des 18. Jahrhunderts in einer sechsbändigen Faksimileausgabe «*Die deutsche Schaubühne*» erschienen, reproduziert nach einem Exemplar der Originalausgabe in der Niedersächsischen Landesbibliothek in Hannover (J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart). In den Jahren 1741 bis 1745

brachten diese Sammlungen Corneille, Molière, Dufresny und andere französische Dramatiker in deutscher Übersetzung, ferner Holberg, J. E. Schlegel, Quistorp und natürlich den Herausgeber Gottsched und seine Frau mit Tragödien und Komödien heraus. Es ist instruktiv, die «massgebenden» Werke einer Epoche des deutschen Theaters, sozusagen Gottscheds «Theater heute», im Zusammenhang einmal vor sich zu haben. Einiges davon wird heute noch gespielt, einiges liesse sich vielleicht neu entdecken, einiges ist – wie der «Cato» des Herausgebers, nicht mehr zu retten.

*

Eine äusserst reichhaltige Studienausgabe in drei Bänden legt der Verlag Lambert Schneider in Heidelberg zum Thema «*Sturm und Drang*» vor: einen Band «*Kritische Schriften*» und zwei Bände «*Dramatische Schriften*». Diese vor allem verdienen unser Interesse. Gerstenberg, Lenz, Leisewitz, Klinger, Maler, Müller, Wagner sind darin machtvoll vertreten mit ihren aufwühlenden, kraftstrotzenden Dramen; Schillers unterdrückte Bogen der «*Räuber*» und natürlich Goethes «*Prometheus*» und die Fastnachtsspiele zeigen die Klassiker in ihrer überschäumen- den Jugendgenialität. Worterklärungen, Anmerkungen und Namenregister sowie bibliographische Angaben machen die Ausgabe zu einem grossartigen Instrument für Studenten und Literaturhistoriker. Der Band «*Kritische Schriften*» erscheint als notwendige Ergänzung, da er die dramatischen Werke durch theoretische und literaturkritische Abhandlungen in die geistige Aus-

einandersetzung des Sturm und Drang einbezieht. Hamann und Herder sind hier mit zahlreichen Beiträgen repräsentativ vertreten.

*

Mehr als Vorankündigung denn als Rezension sei hier ein Unternehmen angezeigt, dessen Vollendung Ausserordentliches hoffen lässt. Günther Rühle, dem wir schon den unausschöpfbaren Band gesammelter Theaterkritiken («Theater für die Republik») aus den zwanziger Jahren danken, legt eine auf drei Bände geplante Anthologie bedeutender Dramen der Neuzeit vor. Das Unternehmen heisst «*Zeit und Theater*» und führt in einem ersten Band «Vom Kaiserreich zur Republik», dann «*Von der Republik zur Diktatur*» und soll schliesslich den Zeitraum von 1933 bis 1945 «Unter der Diktatur» durch ausgewählte dramatische Texte repräsentieren. Die Bände eins und zwei liegen bereits vor. Band zwei zum Beispiel enthält von Zuckmayer den «Fröhlichen Weinberg», von Marieluise Fleisser «Fegefeuer in Ingolstadt», von Toller «Hoppla, wir leben!», von Bruckner «Die Verbrecher», von Lampel «Revolte im Erziehungshaus», von Mehring «Der Kaufmann von Berlin», von Horvath «Italienische Nacht», von Wolf «Die Matrosen von Cattaro», von Wangenheim «Die Mausefalle» und von Graff/Hintze «Die endlose Straße». Die Titel müssen genannt werden,

weil durch sie gezeigt werden kann, mit welcher Sachkenntnis und Entdeckerleidenschaft Rühle die Aufführungen aufspürt, die seinerzeit Aufsehen erregt haben und das Theater in seiner Beziehung zur Zeit, die Zeit in ihrer Beziehung zum Theater erhellen. Zu jedem Stück enthält der Band einen ausführlichen Kommentar (Propyläen-Verlag, Frankfurt, Berlin, Wien 1972).

Geschichte – Soziologie

Die Notwendigkeit einer Annäherung zwischen Geschichtswissenschaft und Soziologie wird wohl nur noch von gänzlich theoriefernen Historikern und positivistisch modellgläubigen Soziologen bestritten. Der Sammelband «*Geschichte und Soziologie*» vermittelt mit seinen insgesamt fünfzehn Stellungnahmen von Historikern und Soziologen einen guten Überblick über die Entwicklung der Diskussion in den letzten zwanzig Jahren bis zum gegenwärtigen Stand. Dabei werden nicht nur Appelle zur Kooperation laut, sondern deren mögliche Ansätze und Konsequenzen in breitem Spektrum aufgezeigt. Das gemeinsame Ziel einer historisch-kritischen Sozialwissenschaft erhält nicht zuletzt im pointierten Vorwort des Herausgebers Hans-Ulrich Wehler seine Begründung (Kiepenheuer & Witsch, «Neue Wissenschaftliche Bibliothek», Köln 1972).